

JEDER TON ZÄHLT

HEINZ SAUER



Lange kamen die maßgeblichen Impulse für die Entwicklung des deutschen Jazz in der Nachkriegszeit aus Frankfurt. Eine der zentralen Figuren der vibrierenden Jazzszene am Main war damals der Tenorsaxofonist Heinz Sauer. Der ist auch heute noch ein Mann von großem Einfluss. Weihnachten feierte er seinen 80. Geburtstag. Aber an Ruhestand ist kaum zu denken.

Text und Fotos: Ssirus W. Pakzad



Federnd kommt er auf sein Gegenüber zu. Zur elastischen Gangart passt auch sein Kleidungsstil. Hip, wenn auch auf dezente Art. Oft wirkt es ein wenig peinlich, wenn Menschen seiner Generation sich mit juvenilem Äußeren ein paar Jahre (oder Jahrzehnte) wegzumogeln versuchen. Zu Heinz Sauer passt das Outfit – dieses Legere, Sportliche. Wie für ihn gemacht.

Dass über sein Alter zu reden sein wird, ist unvermeidlich, auch wenn es ihm gar nicht so recht ist. Am ersten Weihnachtsfeiertag standen 80 Kerzen auf seiner Geburtstagstorte. Keine Frage, dass sein Atem lang genug war, um alle auf einmal auszublasen. Was hat ihn über die Jahre so jung, so vital gehalten? „Nun, die Auseinandersetzung mit Kunst ist wichtig, denn sie hält das System in Gang. Ich bezeichne die Musik, die wir machen, noch als Kunst. Unsere Musik ist kein Begleitgrün für Showmaster.“ Er setzt eine kleine Pause, senkt den Blick, schüttelt sachte den Kopf. „Ich war gerade in Portugal, und die meisten Urlauber dort waren zehn oder zwanzig Jahre jünger als ich. Aber die kamen mir alle so deppert vor. Es waren viele Rentner dabei, Menschen, die von ihrem Beruf verbraucht und ausgebrannt waren. Plötzlich ist

dann alles aus für sie. Wie deprimierend. Als Künstler fühle ich mich da schon sehr privilegiert.“

Denn für Heinz Sauer kommt Stillstand nicht Frage. Er darf weiter auf der Suche bleiben nach bisher noch ungehörten Klängen. Und er lässt sich immer wieder auf neue Projekte ein, die ihn fordern. So gibt es etwa ein noch nicht dokumentiertes Quartett mit dem in Paris lebenden deutschen Saxofonisten Daniel Erdmann (Das Kapital, Erdmann 3000), dem Bassisten Johannes Fink und dem Schlagzeuger Christophe Marguet, das musikalisch spannend zu werden verspricht. Beim Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft bleibt die Frage nach der Vergangenheit nicht aus. Hört er sich jemals ältere Einspielungen von sich an und wenn ja: Fallen ihm Veränderungen an sich auf? „Früher habe ich sehr aggressiv gespielt, wohl auch aus Protest gegen die ältere Generation, in der es immer noch viele Nazis gab. In unserer Haltung steckte damals auch die Hoffnung, dass es besser wird. Und jetzt? Wogegen soll man noch protestieren? Es ändert sich sowieso nichts. Die da oben machen doch alle, was sie wollen. Es ist eine depressive Zeit, in der wir leben. Die Aussichtslosigkeit ist ein bisschen größer geworden.“

Vielleicht klingt er am Tenorsaxofon deshalb auch so verletzlich, so fragil, so zurückgenommen. Hat diese turbulente Epoche der Menschheitsgeschichte einen Melancholiker aus ihm gemacht? „Ich würde nicht sagen, dass ich ein Grundmelancholiker bin, eher bin ich aggressiv mitfühlend. Mir geht’s schon um die gesellschaftlichen Bezüge. Mich wurmt, was heute passiert, diese soziale Ungerechtigkeit. Wenn bei mir mal ganz laute Töne kommen, hat es auch damit zu tun. Das ist der Vorteil der improvisierten Musik: Da kannst du so richtig reinhalten, wenn dir gerade danach ist und ein bestimmtes Gefühl hochkommt.“

Heinz Sauer, der in Merseburg an der Saale zur Welt kam, hat sich autodidaktisch an das Instrument herangetraut, das hierzulande keiner so charakterstark spielt wie er. Bis er am Tenorsaxofon der wurde, der er heute ist, hat es allerdings ein ganzes Weilchen gebraucht. „Am Anfang floss da vieles mit rein. Da haben wir alle die Amerikaner bewundert, da waren wir alle Epigonen. Ich und viele andere gehörten zu denen, die die US-Vorbilder imitierten. Es war auch alles noch so neu für uns. Im Nachhinein fand ich mich nicht gut damals“, sagt er ganz nüchtern. „Ich habe immer sehr viele Platten gehört. Coltrane kam gerade auf, und das war toll für mich. Albert Mangelsdorff, mit dem ich zwar viel gespielt, aber sonst nicht eine solch intensive Verbindung hatte, sagte irgendwann: ‚Heinz, hör nicht so viele Platten, sondern versuch, selbst zu spielen.‘ Er war zwar nicht so viel älter als ich, hatte aber großen Einfluss auf mich. Ich dachte abends im Bett noch darüber nach, was er mir gesagt hatte. Vielleicht war das der Punkt, an dem ich mich entschloss, dass ich mir die Figuren, die ich spiele, selbst überlege und nicht von anderen Musikern adaptiere.“

Langsam aber sicher emanzipierte sich Heinz Sauer von den Idolen. Dass er heute so spielt, dass er mit einigen wenigen, unberechenbar gesetzten Tönen auskommt und den Pausen einen ähnlichen Stellenwert einräumt wie dem, was er an feuchten, knisternden, gehaltvollen Tönen in den Raum schickt, verdankt er



nicht nur der allgemeinen Stimmungslage, sondern vornehmlich einer Erkenntnis, die er rechtzeitig gewann. „Ich wollte irgendwann einfach vermeiden, sogenannte Licks zu spielen, die im Jazz häufig vorkommen, gerade, wenn man virtuos spielen will. In Sekundenbruchteilen lässt sich nicht alles neu erfinden – der Kopf ist nicht so schnell. Ich habe mich allmählich darauf konzentriert, langsamere Stücke zu spielen, um Gewalt über jede einzelne Note zu haben. In solchen Stücken bin ich nicht darauf angewiesen, irgendwelche angelernte Figuren zu spielen“, sagt der Mann, der als langjähriger Weggefährte des bereits erwähnten Posaunisten Albert Mangelsdorff, als Mitglied im Jazz Ensemble des HR, im Austausch mit George Adams oder Archie Shepp, in Duos mit Bob Degen oder Michael Wollny ein wichtiges, langes Kapitel deutscher, ja europäischer Jazzgeschichte schrieb. „Balladen finde ich so wunderbar, da hat man alles im Griff. Da zählt jeder Ton. Das ist mir wichtig.“

Das gedrosselte Tempo dominiert auch eine CD, die Heinz Sauer im Duo mit dem Pianisten Michael Wollny kurz vor seinem runden Ehrentag in der Stadtkirche Darmstadt einspielte: „Don't Explain – Live in Concert“ (ACT/edel). In dem Gotteshaus verständigten sich die beiden Musiker auf sehr unterschiedliches Material, „All Blues“ von Miles Davis, „No-

thing Compares To U“ von Prince, „Make You Feel My Love“ von Bob Dylan oder „Believe Beleft Below“ von E.S.T sowie eigene Werke. Sonstige Vorgaben: keine. Und so hört sich die Musik auch an. Da sind zwei bestens miteinander vertraut und müssen doch ständig auf der Lauer liegen. Was wird der andere jetzt machen? Wo geht es lang? Wo geht es nicht lang? Trotz der Offenheit der Musik, ihres ätherischen, manchmal fast geheimnisvollen Charakters, wirkt sie kompakt, auf den Punkt und auf seltsame Weise so vollendet wie in der Schwebel. Da sind die Stücke plötzlich ohne Vorwarnung zu Ende und erzeugen einen Nachhall, der lange im Gemüt der Zuhörer weiterklingt. „Es ist das Faszinierende, dass Michael und ich ein gemeinsames Gespür für Enden haben. Das habe ich sonst so noch mit niemandem erlebt. Wir sind oft beide überrascht, dass wir im selben Augenblick denken: Jetzt ist Schluss. Zack.“

Man könnte die Verbindung der Duo-Partner Heinz Sauer und Michael Wollny telepathisch nennen. Doch das trifft es nur unvollständig. Sicher gibt es da die Frequenz, auf der sie unüberhörbar miteinander harmonieren. Und doch ist es eigentlich das Unvorhersehbare, das dieses Gespinnst so faszinierend macht. Da nehmen sie sich beide nichts. Der eine ist so wenig auszumachen wie der andere. Der 46 Jahre jüngere Michael Wollny sagt: „Irgendwo im Raum steckt das Stück und Heinz spielt es nicht einfach, er entdeckt es. Das hat nichts von einer Performance, einer Show, sondern ist ein echtes Ringen um jeden Ton, ein Verwerfen, Abwägen. Was mich nach wie vor erstaunt, ist, dass Heinz sich keine einzige Bequemlichkeit gönnt – keine Licks, keine Arrangements, kein Abrufen von Parts, die schon mal funktioniert haben. Wenn ich also ganz emotionslos beschreiben müsste, was ich an Heinz Sauer schätze, dann ist es genau diese Haltung, die man oft als kompromisslos oder radikal oder eigensinnig beschreiben hat. Ich würde hinzufügen, dass sie absolut aufrichtig ist.“

Ein paar Tage später bestätigt Heinz Sauer die Einschätzung seines Kollegen: „Ich bemühe mich darum, nichts Geplantes zu spielen, ad hoc zu reagieren

und intuitiv zu sein. Beim Duo mit Michael Wollny geht das. Wir spielen zusammen. Da begleitet nicht einer den anderen. Wir hören einander zu.“

Wer durch Heinz Sauer's Vita streift, wird schnell bemerken, dass er Kleinstbesetzungen bevorzugt, auch wenn er langjähriges Mitglied des HR Jazz Ensembles ist. Für Furore sorgte etwa ein Duo mit dem Pianisten Bob Degen. Ihr gemeinsames Album „Ellingtonia Revisited“ ist ein Meilenstein. „Es stimmt, ich habe größere Besetzungen nicht so gern. Das hat auch mit meiner musikalischen Vergangenheit zu tun. Die hr-Bigband muss ich loben und hervorheben. Aber früher, als es sich anbot, in Big Bands zu gehen, kam mir das immer vor wie Militärdienst. Einer hat das Sagen und die anderen kuschen. Und dann die Eifersüchteleien in einer solchen Band – nein, das ist nichts für mich. Je mehr Leute in der improvisierten Musik mitmachen, desto mehr spielt man Dinge, die man sonst nicht machen würde, vielleicht, weil man mit jemandem etwas auszufechten hat.“

Und was hatte er mit sich selbst auszufechten? Ist er im Reinen mit sich? Ist der studierte Physiker in der Rückschau auf ein langes musikalisches Leben gnädig mit sich? „Zufrieden bin ich ja nie. Ein Künstler darf das auch nicht sein, sonst könnte er ja gleich aufhören. Ich kritisiere mich beispielsweise dauernd selbst. Aber mit dem Verlauf meines musikalischen Lebens bin ich schon einverstanden. Meine Karriere hat sich so entwickelt, wie es meinem Wesen, meiner Art auch entspricht. Sicher: Wer wünscht sich nicht größeren Erfolg. Aber ich bin relativ kompromisslos – was nun mal meine Natur ist. Deshalb sind die Dinge in meinem Leben auch so gelaufen, wie sie bei meiner Einstellung wohl laufen mussten. Ich kann mich nicht beschweren. Gerade im Jazz gibt es ja leider viele Musiker, die sich überhaupt nicht weiterentwickeln. Wenn sie mal eine Masche gefunden haben, bleiben sie dabei – nehmen wir nur mal Stan Getz oder Oscar Peterson, die ich beide irgendwo auch bewundere. Aber sie hätten sicher auch weiter so gespielt wie bisher, wenn sie hundert Jahre alt geworden wären.“